

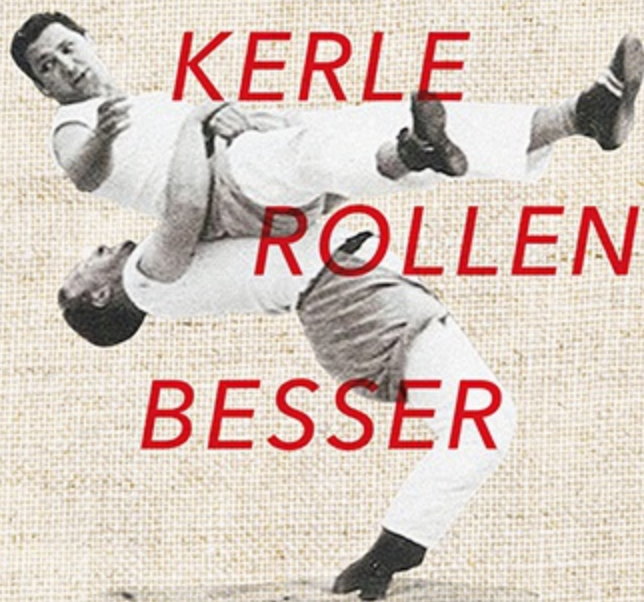
LINUS SCHÖPFER

SCHWERE

KERLE

ROLLEN

BESSER



WARUM DIE SCHWEIZ
DAS SCHWINGEN ERFAND

NAGEL & KIMCHE

Ein eifriger Pfarrer

Die Vorstellung vom uralten Schwingen trug ein beflissener, hervorragend vernetzter Pfarrer der frühen Moderne in die Welt hinaus. Es war der Entlebucher Geistliche Franz Joseph Stalder (1757 – 1833), der behauptete, dass in »Brienz, Obwalden, Entlebuch, Emmenthal und Saanen« noch eine »Gymnastik« gepflegt werde, die »in das entfernteste Dunkel der Vorzeit hinaufreicht«. Das schrieb Stalder 1798 in seiner volkskundlichen Schrift »Fragmente über Entlebuch«. Ironischerweise war es Stalder *selber*, der einige Griffe und Würfe des Schwingens schriftlich benannte und so als erster das Schwingen vom Ringen und Rutzen klar unterschied.

Stalders Regeln sind nicht die gleichen wie heute. So muss der Gegner beim Schwingen laut Stalder zweimal auf den Rücken geworfen werden. Zudem beschreibt der Pfarrer auch reichlich Kurioses, etwa den unmöglichen Schwung *Fleugedätsch* (Fliegenklatsch), bei dem man den Gegner angeblich mit der Hand am Nacken packt und dann zu einem Salto auf den Rücken zwingt. Vielleicht schwelgte der Gelehrte da allzu sehr in exotischen Schwingfantasien, oder er hat die Entlebucher Schwinger falsch verstanden. Belege für Ursprünge im »entferntesten Dunkel« lieferte Stalder im Übrigen keine. Ebenso wenig Ernst Marti, der charismatischste Obmann des Schwingerverbands, der noch in den 1970ern vom Hochsitz seines Traktors herab einem Journalisten des Schweizer Fernsehen ins Notizbüchlein diktierte, die Wurzeln des Schwingens reichten zurück bis ins 11. Jahrhundert und hätten sich seither praktisch unverändert erhalten.

Anhänger des Schwingens neigen seit Stalder dazu, den Ursprung ihres Brauchs in möglichst ferne Zeiten zu verlegen. In eine mythische Urzeit, in der Geschichte und Natur verschmelzen. Eine Höhlenmalerei, die einen zotteligen Steinzeitmann in Zwilchhose zeigt, oder einen Homo erectus, der einen Neandertaler mit einem gekonnten *Brienzer* bodigt – so ungefähr muss man sich die Träume eines Schwingerchronisten vorstellen. Über die Villard-Ringer, die auf den ersten Blick tatsächlich wie Schwinger aussehen, gibt es kaum Informationen. Es ist unklar, wo Villard solche Kämpfe gesehen hat. Gegen die Vermutung, dass die beiden Männer tatsächlich schwingen,

spricht der Griff des rechten Kämpfers, der den Rücken des Gegners und nicht, wie im Schwingen vorgesehen, dessen Hose packt. Villard skizzierte weitere Kämpfe fernab des Alpenraums. In der Kathedrale im nordfranzösischen Chartres befindet sich ein von ihm gezeichnetes Fenster mit verdächtig ähnlichen Ringern. Es könnten auch Ritter sein, zu deren Ausbildung oft der Ringkampf gehörte.

Genauso fraglich sind die Figuren im Chorgestühl der Lausanner Kathedrale. Eine Skulptur, die ebenfalls aus dem 13. Jahrhundert stammt und in der einige Schwingforscher die erste Abbildung des Schwingens zu erblicken meinen. Auch hier umarmen sich beide Kämpfer statt sich an den Hosen zu packen. Nur Betrachter mit einer heutigen Vorstellung vom Schwingen dürften in der Villard-Skizze unzweifelhaft Schwinger erkennen, oder im Lausanner Chorgestühl »eindeutig ein Schwingerpaar in den Griffen«, so wie ein Chronist des Schwingerverbands 1995. Der Historiker Walter Schaufelberger sagte zur selben Schnitzerei, sie mahne »nur noch entfernt oder überhaupt nicht mehr an das Schwingen nach heutigen Regeln«.

Schaufelbergers »Wettkampf der alten Eidgenossen« von 1977 ist bis heute das Standardwerk der Schwingforschung. Der Zürcher ist als Militärhistoriker der ETH und Intimfeind des berühmten linken Journalisten Niklaus Meienberg kaum verdächtig, das Schwingen übertrieben kritisch behandelt zu haben. Und doch konstatiert er »die kleine Unannehmlichkeit, dass bis Ende des 16. Jahrhunderts von ›Schwingen‹ augenscheinlich keine Rede ist«. Als Schaufelberger alte Schwinger befragt, wird die Angelegenheit noch vertrackter. Denn die Alten erzählen, dass es zu ihrer Zeit das Sägemehl als Unterlage noch gar nicht gegeben habe. Oder dass sie die Schwingerhose nicht gekannt hätten. Einer sagt: »Es gab keine verbotenen Griffe noch Schwünge. Jeder wehrte sich selber.« Wieder stellt sich die Frage: War das bereits Schwingen? Ohne Sägemehl, Zwilchhose, Griffe? Wäre da ein Begriff wie »Proto-Schwingen« nicht angebracht? Eines scheint jedenfalls unvermeidlich zu sein: Sobald ein Schwingerchronist die vielbeschworenen »Wurzeln« des Schwingens etwas genauer betrachten will, bricht der Boden der Fakten sehr bald unter ihm weg, und er stürzt in die Untiefen der Spekulation.

Willkommen in der Sagenwelt

Und dann stößt er irgendwann auf Sagen. Denn in den Schweizer Sagen tummeln sich nicht nur Zwerge und Riesen, Alraunen und Hexen, Poltergeister und Tatzelwürmer, sondern, merkwürdigerweise, auch Schwinger. Wann und wo diese Geschichten erstmals erzählt wurden, ist unklar. Auch ihre erste Verschriftlichung ist schwer zu datieren. Die Tatsache, dass es Schwingersagen gibt, ist an sich bereits erstaunlich. Schwingkämpfe konnten offensichtlich als etwas Außergewöhnliches, *Erklärungsbedürftiges* erlebt werden. Insgesamt sind ein gutes Dutzend Sagen überliefert, in denen Schwinger oder Ringer vorkommen. Die Geschichten stammen aus den Regionen Innerschweiz, Bern, Wallis und Graubünden.

Die Schwingkämpfe enden in diesen Sagen oft blutig, manchmal tödlich. Sie spiegeln den Darwinismus der Alpenwelt: Die Gunst der Natur und damit die Gunst Gottes verspielt, wer die Kontrolle über seinen Körper verliert – wenn man von einem Gegner angehoben oder geworfen wird. Wer den Boden unter den Füßen behält, dem gibt Gott Recht. Deshalb können selbst Fragen der Theologie im Ringkampf beantwortet werden. Etwa in der »Kreuzfluh«-Sage: Hier schwingt ein Entlebucher Katholik mit einem Emmentaler Protestanten um den wahren Glauben. Der Berner wirft den Entlebucher in eine Schlucht, die Glaubensfrage scheint geklärt. Doch dann geschieht das Wunder: An der Felswand, wo der Verlierer aufschlug und starb, strahlt am nächsten Morgen ein Kreuz auf. Gott entscheidet die Angelegenheit zugunsten der alten Kirche. Von da an habe der Ort der Gotteserscheinung »Kreuzfluh« geheißen. In einer anderen Geschichte streiten zwei Brüder um ihr Erbe: »Jetzt gehen wir in den schönsten Acker hinaus und schwingen zusammen.« Auch in diesem Schwingkampf kommt es zum Äußersten. Der eine wirft den anderen ins Tal, womit der Handel entschieden ist. Das Gut heiße seither »Schwingiboden«. Schwingen ist in diesen Sagen eine todernste Fehde. Endgültig gebodigt ist der Gegner erst, wenn er nicht mehr auf die Beine kommt.

Teufelsdoping

Womit wir zurück wären bei Hans Rotzer. Eine Sage erzählt, wie er zuhause im Melchthal von einem Riesen zum Schwingkampf herausgefordert wird. Rotzer lässt den Gegner erst warten, isst erst

einmal sein Mittagessen fertig, tritt dann heraus und wirft den Riesen derart brutal auf den Rücken, dass diesem »das Genick brach und er maussteintot auf dem Boden liegen blieb.«

Rotzers Kräfte sind ganz eigentlich *sagenhaft*. Während ein Äpler mit Mühe ein einziges Salzfass habe tragen können, habe Rotzer sich gleich zwei solche Fässer umgebunden und sei derart beladen fischen gegangen, erzählt eine Sage. Ein andermal habe der Obwaldner eine Marmorsäule eigenhändig nach Sachseln getragen. Dahinter stecken jedoch weder hartes Training noch gute Gene, sondern ein Geheimnis der düstersten Art. Es ist der Teufel, der Rotzer diese Superkräfte verschafft hat.

»Von Jugend auf hatte er den sehnlichen Wunsch, ein überaus kräftiger Mann zu werden. Er verschrieb sich daher dem Teufel, der ihm eine in der Geschichte vergebens gesuchte Körperkraft verlieh; Hans Rotzer aber versetzte dafür dem Teufel seine Seele; er ward hierauf der beste Schwinger weit und breit und bewältigte auch die schwersten Lasten mit Leichtigkeit.«

Indem Hans Rotzer mit dem Satan paktiert, tritt der Schwinger in den Kreis der teuflischen Schuldner ein. Er gehört nun zur Clique jener gottverlassenen Gestalten, denen der Teufel tiefe Erkenntnis (Faust), unermesslichen Reichtum (Schlemihl) oder virtuoses Künstlertum (Paganini) verliehen hat.

Die Rotzer-Sagen erzählen auch vom grauenvollen Moment, wenn der Zahntag anbricht. Als der Teufel nach dem Schwinger greift, um sich seine Belohnung zu holen, also Rotzers Seele - es ist höchste Zeit, Rotzers Hände sind schon verkohlt und er bekommt eine hohe Stimme -, fleht der Schwinger eine Magd an, sie soll zu seiner Gnade zehn Messen lesen lassen. »Das hat die Magd auch getan und Hans Rotzer ist seitdem erlöst.« Diesem Ende widerspricht eine andere Sage. Ihr zufolge sei Rotzer auch »nach seinem Tode« noch gesehen worden, von »sieben bösen Geistern an einer Kette geführt«.

In einigen Schwingersagen mischt sich der böseste Böse selbst unter die Schwinger. So trifft ein Holzfäller auf einen Unbekannten, der ihn »zu einem Lupf auf Tod und Leben« herausfordert. Der Holzer ist siegessicher und willigt ein. Doch als der Kampf beginnt, merkt er, dass er es hier mit einem besonders Zähnen zu tun hat: »Allmählich vergeht

das Lachen, man hört das Keuchen, Knochen krachen.« Als der Holzfäller sich wieder erhebt, ist der Gegner verschwunden. Die Kleider sind zerfetzt, die Haare zerzaust, ein Ohr ist zerbissen, der Bart »wie von Feuer« versengt. Es kann nur der Mephisto gewesen sein, der ihn so übel zugerichtet hat.

Andernorts prahlt ein Fuhrmann, nicht einmal der Teufel könne ihn bodigen. Einmal allein im Wald unterwegs, fordert ihn prompt ein Unbekannter zum Kampf heraus. »Bald vernahm man ein verworrenes Fluchen vom Tobel her und dann ein Krachen und Rascheln, als rolle ein grosser Stein durch die Stauden hinab.« Auch der Fuhrmann hat Glück und überlebt das »böse Ringen«. Er zieht seine Lehren und lebt danach »nicht mehr so roh und gottlos«. Ganz ähnlich verläuft die Sage vom »starken Millbacher«. Dieser Emmentaler gilt lange als »bester Schwinger seiner Gegend«. Als er doch einmal verliert, kränkt ihn das wahnsinnig. Millbacher wird rasend, marodiert und wirft jeden auf den Rücken, der sich ihm in den Weg stellt. Bis er auf ein kleines, hässliches Männlein trifft: Dieses »packte den Millbacher und schleppte ihn über Stock, Staude und Hag, bis er zerschlagen am Boden lag.« Auch Millbacher hat seine Lektion gelernt: »Von nun an schwang er nie mehr und niemand zweifelt daran, wer das Männchen gewesen ist.« In einem anderen Kampf lässt der Schwinger gerade noch rechtzeitig ab, als die Zuschauer merken, wer da in den Ring gestiegen ist: »Um Gottes Willen, hör' auf, der Kampf ist nicht sauber!« Nun gibt sich der Gegner als Teufel zu erkennen. Jetzt sei er ihm gerade nochmals davongekommen, lässt er den Schwinger wissen. Dieser gibt frech zurück, er hätte dem andern schon noch »ein Hörnchen abgedreht«.

Das Tuntschi und die Kraftwurzel

Die einzige heute noch einigermaßen bekannte Schwingersage ist »Die Kraftwurzel«, eine David-und-Goliath-Variation mit dämonischer Färbung. Ursprünglich dürfte man sie sich im Kanton Luzern erzählt haben, spielt sie doch im luzernischen Entlebuch: Ein Student will sich gegen Ende seines Alp-Aufenthalts bei der Gastfamilie bedanken und dem Sennensohn etwas mitgeben. »Entweder sollst du Musik machen können wie weit und breit kein Mensch im Land, oder du sollst also spielen können, dass du immer gewinnst, oder du sollst Kraft genug